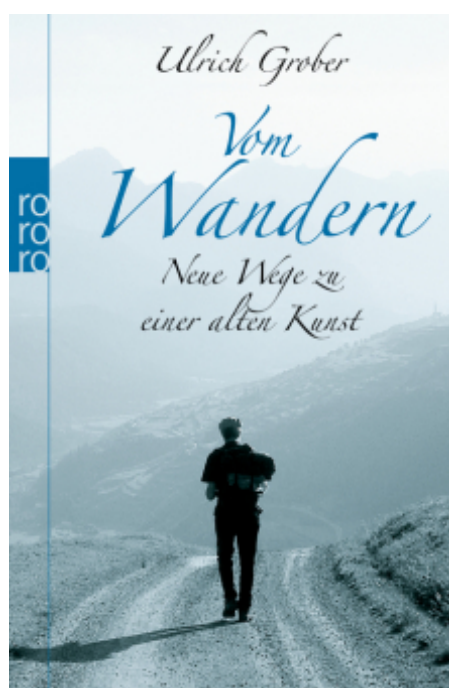


Leseprobe aus:

Ulrich Grober

Vom Wandern



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Zugänge.

Vom Wandern im 21. Jahrhundert	7
1. Auf Schneeschuhen	15
Ausrüstung	36
2. Zu den Quellen	47
Lebenselixier Wasser	71
3. Im Wald	79
Luft holen	98
4. Hesses Rucksack	109
Navigieren	124
5. Mit Kindern	133
Erfahrungsräume und Sehnsuchtsorte	154
6. An der Grenze	169
Wandern als Überlebensstrategie	187
7. Am Strom	203
Spirituelles Wandern	234

8. Am Strand	251	
«Liebliche Bläue, süße Ruh'»		268
9. Über die Alpen	283	
Auszeiten, Spielräume, Entschleunigung		302
10. Herbstgala	309	
Bewusstseinszustände		321
11. Heideggers Weg	329	
Gaia		346
12. Im urbanen Raum	355	
Ankommen.		
Kunst des Wanderns – Lebenskunst		377
Wegzeichen	383	
Kartenübersicht	415	
Über den Autor	416	

Zugänge.

Vom Wandern im 21. Jahrhundert

Einfach verschwinden. Losgehen. Vier bis fünf Kilometer in der Stunde zu Fuß zurücklegen. Mal weniger, mal mehr, je nach Gelände und Witterung. Ziele, Routen, Pausen selber wählen. Richtungen ändern. Vom Weg abweichen. Im Weglosen gehen. Souverän über Raum und Zeit verfügen. Gehen und tragen. Alles, was man braucht, im Rucksack bei sich haben. Sich etwas zumuten. Bis hart an die eigene Grenze gehen. Blickachsen, Hörräume, Duftfelder wahrnehmen und immer wieder pendeln: zur Innenschau, der Zwiesprache mit sich selbst, dem Hören auf die innere Stimme: Essenz des Wanderns ...

Wandern im 21. Jahrhundert? Wie bitte? Unsere Art, mobil zu sein, geht in eine andere Richtung. Unsere Erlebniswelten sind anders geartet. Man lebt temporeich und fast grenzenlos. In 24 Stunden ist mit dem Flugzeug jeder Punkt des Planeten zu erreichen. Per Fernbedienung oder Mausklick überwindet man den Raum in Sekundenschnelle. Alles wird «besehbar». Für nahezu jede Aktivität außerhalb der eigenen vier Wände benutzen wir das Auto oder öffentliche Transportmittel. Kaum etwas scheint noch «begehbar». Zu Fuß bewegen wir uns allenfalls zwischen Parkplatz und Arbeitsplatz, in den Passagen der urbanen Einkaufs- und Erlebniswelten. Wie weit gehen wir noch aus eigener Körperkraft? Wenig mehr als vier oder fünf Kilometer pro Woche. Am jeweiligen «Standort» wird gearbeitet. Meist im Sitzen. Ein

Großteil der Freizeit spielt sich via Medien in den globalen Räumen ab. Ebenfalls im Sitzen. Unsere mentalen Landkarten erweitern sich, aber verarmen auch. Die Sehnsüchte richten sich auf immer fernere Ziele, auf das ganz Andere. Die «wertvollsten Wochen des Jahres» sind für möglichst exotische Schauplätze reserviert. Dort erfüllen wir uns unsere Lebenswünsche. Dort «lebt» man.

Diese Strategie bekommt in der Regel weder dem Hier noch dem Dort. Ist sie auf Dauer lebbar? Das Bedürfnis nach Entschleunigung wächst. Oder genauer gesagt: nach einer neuen Balance von schnell und langsam. Die Idee der Auszeit gewinnt an Boden. Wandern im 21. Jahrhundert? Ja bitte! Als Kontrast- und Differenzerfahrung zur unkontrollierbaren Beschleunigung, dem irrsinnigen Rattenrennen.

Wandern – der Fuß, der Schritt, das humane Tempo ist das Maß. In Bewegung bleiben. Sich selbst orientieren. Bei Wind und Wetter. Im Wesentlichen so wie Ötzi, der Mann aus dem Eis, vor 5000 Jahren in der Bergwelt der Alpen. So wie 30.000 Jahre vor ihm Homo neanderthalensis auf seinen schmalen Pfaden über die eiszeitlichen Rheinterrassen. So wie die lange Kette der Generationen seit der Morgenröte der Menschheit im Osten Afrikas. Den Boden unter den Füßen spüren, den Bach plätschern hören, die blühende Landschaft riechen. «Geht» das noch in unserer von Technik überformten Restnatur, mit unserem abgestumpften Sensorium? Wir wandern – sie fahren Geländewagen. Auch ein Zusammenprall der Kulturen.

Sicher, die wachsenden Möglichkeiten, sich die Welt in den eigenen Horizont zu holen, sind ein Zugewinn. Die Freiheit, aufzubrechen, wohin man will, ist ein kostbares Gut. Sehnsüch-

te domestizieren zu wollen wäre ein Irrweg. Sie werden schon allzu oft kolonisiert und «all inclusive» vermarktet. Es geht nicht um ein Entweder-oder, sondern um eine neue Balance zwischen «besehbaren» und «begehbaren» Räumen. Wer schon mal freischweifend gewandert ist, kennt Alternativen zum reglementierten Stop-and-go-Verkehr der Metropolenräume. Wer die Farbenpracht eines herbstlichen Laubwaldes bewusst erlebt hat, nutzt die Farbskalen der Designersoftware souveräner. Ohne die direkte Erfahrung von Nahräumen, so scheint es, bleibt die Wahrnehmung globaler Räume oberflächlich. Ohne das eigene Erleben in begehbaren Räumen ist man den medial vermittelten Bildern ausgeliefert. Virtuelle Realitäten werden nur im Gegenlicht von realen Erfahrungen produktiv. Erst im Pendeln zwischen den Welten, in der Kontrasterfahrung erschließt sich die ganze Fülle. Davon handelt dieses Buch.

20. August 2002. Nächtliches Zikadenkonzert am Wegrain oberhalb der Weinbergterrasse. Es riecht süß nach Heu. Durch die talwärts laufenden Reihen der Rebstöcke fällt der Blick auf die zerfließende Lichtbahn des Mondes, der sich im Rhein spiegelt. Dann, ganz matt schimmernd, die Felswand der Loreley.

4. August 2003. Zügiges Gehen am Spülsaum des Strandes. Der zweite Tag barfuß. Die Ostsee wirkt südseehaft. In der flirrenden Sonne verschwimmen Meeresoberfläche und Himmel. Auf einem Tangbüschel vor mir leuchtet ein Stück Bernstein auf.

3. Februar 2005. Monotones Schneeschuhstapfen durch weißen Wald. Auf dem Höhenkamm zwischen Moldau und Mühl. Abgründtiefe Stille. Die eigenen Schritte, Atemzüge,

Herzschläge, Pulsschläge – sonst kein Laut. In sich selbst einsinken.

Rare Momente, unvorhergesehen, unvorhersehbar. Das Ziel einer Wanderung ist nicht ein topographischer Punkt am Ende eines Weges, sondern der Augenblick, wo die Pforten der Wahrnehmung sich weit öffnen und man «eins wird mit dem Bild seiner Sehnsucht» (Cees Nooteboom). Von der Möglichkeit der Annäherung erzählt dieses Buch.

«Ein Stichwort muss als Erstes fallen: das der Bewegung.» Wie ein Leitmotiv zieht sich das Nomadische durch Leben und Werk von Joseph Beuys; so etwa 1968: «Wir befinden uns in einer nomadischen Kultur; der Geist muss ohne Weltanschauung auskommen.» Drei Jahre darauf entsteht auf der Mittelmeerinsel Capri ein Foto, das, lebensgroß reproduziert, seine Gestalt zur Ikone macht: Die Aufnahme erfasst den Gehenden im Moment einer dynamischen Vorwärtsbewegung. Mit weitausgreifendem Schritt kommt er direkt auf die Kamera, also den Betrachter, zu. Das rechte Bein ist vorge-streckt. Der Fuß trifft gerade mit der Ferse auf dem Boden auf, wird im nächsten Sekundenbruchteil abrollen. Die rechte Hand greift den Schulterriemen einer Umhängetasche. Der Oberkörper ist leicht eingeknickt. Aus der Hüfte holt das Bein Schwung für den nächsten Schritt. Der ganze Körper ist in Bewegung, kommt zügig nach vorne. Vom Blick aus den beschatteten Augen bis hinab zu den Stiefelspitzen läuft alles frontal auf den Betrachter zu. Jedoch keineswegs bedrängend oder bedrohlich, sondern einladend, mitreißend, mobilisierend. Geballte, zielsichere, durch nichts abzulenkende Energie. Das Outfit: Filzhut, weißes Hemd, Anglerweste, Jeans, wadenhohe Stiefel. Der Beutel ist groß genug für minimales

Gepäck. Typisch Beuys: der Habitus eines Wanderers. Das Ambiente wirkt ärmlich. Vom stockfleckigen Mauerwerk im Bildhintergrund bröckelt der Putz. Zwischen den Pflastersteinen des Weges tritt nacktes Erdreich hervor. Man ahnt den Wildwuchs von Gräsern, Kräutern und Quecken. Am unteren Rand des sepiabraungetönten Posters prangt der Stempel einer neapolitanischen Galerie. Darunter – auf einem Pflasterstein – Beuys' Namenszug und, ebenfalls handgeschrieben, der italienische Satz: «La rivoluzione siamo Noi» (Die Revolution sind Wir). Ikone Beuys, November 1971.

Beuys bewegte sich in einer langen Tradition. Einen ersten Aufbruch zu einer anderen Moderne wagte vor 250 Jahren Jean-Jacques Rousseau. Auch er einer aus der Bruderschaft der eigensinnigen Wanderer und Wahrheitssucher: «Ich brauche keine gebahnten Wege. Ich komme überall durch, wo ein Mensch gehen kann. Da ich nur von mir selbst abhängе, genieße ich alle Freiheit, die ein Mensch haben kann.» Die befreiende Wirkung des schweifenden, leichtfüßigen Wanderns scheint wieder aktuell zu sein. Auch wo es «nur» darum geht, den Kopf frei zu bekommen. Befreiung aber hat von Rousseau bis Beuys immer eine weitere Dimension. Freiheit wozu? Zur Rückbindung an das Elementare, an die «Urphänomene» (Goethe). Lassen sich aus dem kulturellen Erbe Funken schlagen für eine – sagen wir mal – Rucksackrevolution? In Rückblenden auf die Kulturgeschichte des Wanderns versuche ich eine Annäherung.

Wandern ist vielerlei: Freizeitspaß, sanfter Natursport, nachhaltiger Tourismus ... Alles hat seine Berechtigung. Mich interessiert die nach oben offene Skala der Möglichkeiten. Die fließenden Übergänge, wo das Wandererlebnis in die Erfah-

rung von Natur und Kultur – und Kosmos – übergeht. Wo die Kunst des Wanderns sich berührt mit Lebenskunst und deren Kern: Selbsterfahrung und Selbstsorge. Wo beim Gehen das Tagträumen einsetzt – und die Sinnsuche.

«En rollenden stên settet kain moss», heißt es im *Wörterbuch der westfälischen Mundart* von 1882. Ein rollender Stein setzt kein Moos an. Eine wahrlich global und multikulturell verbreitete Metapher. «A rolling stone gathers no moss», sangen die schwarzen Blues-Barden aus dem Mississippi-delta. Die Kinder der 60er Jahre nahmen das begierig auf. Sie entdeckten auf ihren Reisen, in ihren Bewegungen und Garagenwerkstätten den Zusammenhang von Mobilität, Flexibilität und Kreativität. Lassen sich diese Fähigkeiten und Tugenden wieder aus dem Griff der Beschleuniger und Gewinnmaximierer befreien? «Wild und frei leben, das wollen doch drei Viertel aller Leute», sagt Jule alias Julia Jentsch in der Filmkomödie *Die fetten Jahre sind vorbei*, die im Frühjahr 2004 in die Kinos kam.

Meine eigene Wandererbiographie verlief ziemlich patchworkartig. Eine Handvoll Kindheitserinnerungen an Gänge mit den Eltern. Fast immer im Sommerwald: von einer kleinen, längst geschlossenen Bahnstation an der Möhnetalsperre zu einem Ausflugslokal im Arnsberger Wald. Um 1956. Über buchenbestandene Kuppen an der Bergstraße hinauf zum Melibocus, tief unten in der Ferne das silberne Band des Rheins. Durch das verwinkelte Naumburg hinaus auf einen Weg am Fluss, auf steilen Pfaden empor zu trutzigen Burgen an der Saale hellem Strande, zurück mit dem Motorschiff. Ferientage in Naturfreundehäusern, jeden Tag auf markierten Wanderwegen unterwegs. Kleines Walsertal, Pfälzer Wald und so weiter.

Anfang der 60er Jahre änderte das erste Auto die familiären Reisegewohnheiten. Mit zwölf das erste von mehreren Zeltlagern. Eine kirchliche Gruppe, noch ein Hauch von Wandervogel und bündischer Jugend. Lagerfeuer, Nachtwachen, Gewaltmärsche rund um den Großen Arber im Böhmerwald, durch die Wutachschlucht im Schwarzwald, an manchen Tagen über 30 Kilometer. Gute Erinnerungen.

Um 1968 erweiterten sich die Spielräume. Zwischen Trondheim, Dublin und Marseille, New York und San Francisco war ich per Anhalter unterwegs. Später kamen Fahrten im Auto und Flugreisen. Das Wandern beschränkte sich auf kurze, aber erlebnisreiche Touren. Auf dem Indian Trail oberhalb von Aspen, Colorado, dem Redningsstien durch die Felsklippen von Bornholm, dem Sentier douanier an der bretonischen Steilküste. Das Gehen im Nahraum habe ich neu entdeckt, als Hanna, unsere Tochter, auf die Welt kam. Den neuen Radius bestimmten der Buggy, die Waldwege am Stadtrand und – in den Ferien – ihr Bedarf an Luftveränderung. Es war eine schöne Zeit. Meine neuen Wanderjahre begannen erst mit 50. Im Jahr 2000. Meine Frau schenkte mir eine ausgedehnte Wanderung durch Thüringen. Zurück zu den Wurzeln, in den «Fußstapfen der Ahnen», die dort gelebt hatten. Diese «Auszeit» war ein Auftakt. Seitdem wandere ich wieder regelmäßig. Zu allen Jahreszeiten, meist allein, manchmal mit Freunden. Mein persönlicher Stil? Ein Freund fand einen treffenden Begriff: Landschaftsflaneur.

In diesem Buch erzähle ich von Wanderungen der letzten Jahre. Es geht mir nicht in erster Linie darum, ein paar unkonventionelle Wanderrouten zwischen Ostsee und Alpenkamm zu beschreiben. Brauchbare Wanderführer gibt es überall. Es geht vielmehr um die Zutaten für eine gelingende Wanderung.

Am Beispiel verschiedener Landschaftstypen möchte ich zeigen, wie man die Erlebnispotenziale – und das Geheimnis – von Räumen und Wegen aufspüren und erwandern kann. Immer im Blick auf die spezifische Erlebnisqualität der Jahreszeiten. Die Beschreibungen sollen dazu anregen, die eigene innere Wünschelrute in Gang zu setzen. Seine mentale Landkarte genauer zu lesen und den ganz persönlichen Kanon von Sehnsuchtszielen und Traumpfaden zu entwickeln. Die eingeschobenen, typographisch abgehobenen Abschnitte verweisen auf aktuelle Denkwege aus verschiedenen Wissensgebieten, die für eine neue Kunst des Wanderns zu nutzen wären. Aus den einzelnen Teilen, so hoffe ich, entsteht Stück für Stück ein brauchbarer Kompass. Er soll vor allem Lust und Mut machen, loszugehen, um gestärkt zurückzukommen. Vielleicht sogar mit mehr Gelassenheit und Weitblick. Im Sinne von Hans Jürgen von der Wense, dem in der Mitte des 20. Jahrhunderts beim Wandern irgendwo zwischen Hameln und Brilon aufging: «Die Erde ist ein Stern. Wir leben im Himmel.»

1. Auf Schneeschuhen

Hinter den letzten Häusern von Přední Výtoň, einem Dorf in den südlichen Ausläufern des Böhmerwaldes, machen Schneewehen den Weg unpassierbar. Eine meterhohe Barriere baut sich auf, wo der Traktor den Schneepflug gewendet hat. Jenseits zieht eine weiße Fläche hinauf zum Waldrand am Bergkamm. Die Feldwege, selbst die Weidezäune sind darin versunken. Mit klammen Fingern schnalle ich die Schneeschuhe an.

Die ersten Schritte im tiefen Schnee: behutsam den Schneeschuh mit der ganzen Tragfläche auf die Schneedecke aufsetzen und unter Einsatz der Teleskopstöcke das Körpergewicht dorthin verlagern. Die Oberfläche bricht. Schnee quillt durch Rahmen und Gitter. Es knirscht, knarrt und knarzt. Ich sinke ein. Aber nicht tief. Oberhalb des Knöchels, spätestens im unteren Bereich der Wade, kommt die Sinkbewegung zum Stillstand. Die Verstrebungen und geschlossenen Flächen des Schneeschuhs haben unter meinem Gewicht die Luft aus der Struktur des Schnees herausgepresst, ihn verdichtet und so fest getreten, dass er mich an dieser einen Stelle trägt. Sobald das Standbein Halt spürt, ziehe ich das andere nach, indem ich den Fuß nach oben anwinkele und den Schneeschuh aus der ovalen Vertiefung hebe, die er eingedrückt hat. Mit der nach oben gebogenen Front durchbricht er die vordere Kante des Abdrucks und kommt aus der Versenkung hervor. Es stäubt bis zum Knie hoch. Ohne Gamaschen wären die Ho-

senbeine schnell durchnässt. Zurück bleibt wieder ein kleines Relief im Schnee. Die nächste Bewegung: Das Gewicht des Oberkörpers wieder verlagern, das Bein strecken und den angehobenen Schneeschuh parallel an dem anderen vorbei heben. In einem Abstand, der weit genug ist, dass sie beim Aufsetzen nicht übereinandergeraten und sich verkanten, aber so eng, dass der Gang nicht breitbeiniger als nötig ausfällt. Eine Schrittlänge weiter vorne setze ich den Schneeschuh auf. Ich sacke ein, aber wiederum nicht sehr tief, vielleicht zwanzig Zentimeter, und finde Stand. Wie tief man kommt, ist vom Aufbau der Schneedecke abhängig, nicht von ihrer Höhe. Sehr pulvriger und sehr nasser Schnee geben am wenigsten Halt.

Das Prinzip des Schneeschuhgehens ist einfach: Du vergrößerst die Trittflächen deiner Fußsohlen und verteilst so dein Körpergewicht auf mehr Quadratzentimeter. Nach ein paar Schritten bekommst du ein Gespür dafür, wie tragfähig der Schnee dadurch geworden ist. Die anfängliche Angst zu versinken verfliegt und weicht einem Grundvertrauen. Der große Unterschied zum Skilaufen: Du gleitest nicht über die Oberfläche. Du watest im Schnee. Das alte deutsche Wort «stapfen», laut Grimms Wörterbuch «fest auftretend schreiten», trifft am besten diese besondere Art des Gehens. Durch den Schnee stapfen ist schweißtreibend und mühsamer als die Fortbewegung auf Skiern. Aber es braucht keine präparierten Loipen oder Pisten, keine geräumten Wege. Du bahnst dir – oder besser – spurst dir deinen eigenen Pfad im Unwegsamem. Dorthin, wo kein Pferd und keine Hunde den Schlitten ziehen, wo kein noch so bulliger Geländewagen, nicht einmal ein Snowmobil vordringt. Du bist autonom. Du gewinnst die Freiheit, auch im strengsten Winter aufzubrechen, wohin du willst.

Mein alter Traum: ein paar Tage auf Schneeschuhen durch weiße Wälder wandern. Dass ich auf den Böhmerwald verfiel, lag an Adalbert Stifter. Ein paar seiner Geschichten, die dort spielen und von Schneestürmen und eiszapfenbehangenem Hochwald erzählen, haben die Phantasie in Gang gesetzt. Nun liegt das Moldautal unter mir. Der Lipnostausee, der die Talsohle auf dreißig Kilometer Länge einnimmt, ist dick überfrozen. Seine Eisdecke ist kaum noch vom festen Land zu unterscheiden. Der Jänner, so hatte ich im Gasthof in Přední Výtoň gehört, war noch grün. Es hatte nach einem weiteren milden Winter ausgesehen. Erst Anfang Februar kam der große Schnee. Ein kalter Wind bläst aus Nordwesten, als ich zu meiner viertägigen Tour durch das Grenzgebiet von Südböhmen, Oberösterreich und Ostbayern aufbreche.

Nach einer Stunde und hundert Höhenmetern sanftem Aufstieg ist die erste Kammlinie erreicht. Ein Blick zurück. Ging da ein Yeti? Meine ovalen Fußstapfen haben eine reißverschlussartige Spur hinterlassen, die in einer Schlangenlinie den Wiesenbuckel heraufkommt. Ohne Schneeschuhe wäre die Tour spätestens hier zu Ende gewesen. Erschöpft, durchnässt, entnervt hätte ich aufgegeben. Vor mir liegt das hügelige Land in monotonem Weiß. Scheinbar weglos und grenzenlos. Der schweifende Blick des Wanderers orientiert sich an den Strukturen der Landschaft und nicht am Netz der Wege. Nach Westen hin senkt sich der Höhenzug ins oberösterreichische Mühlviertel herab. Seine Kammlinie bildet die kontinentale Wasserscheide zwischen Moldau und Mühl, Donau und Elbe, Schwarzem Meer und Nordsee. Drei Kilometer unterhalb verläuft die uralte Grenze zwischen Böhmen und Oberösterreich. Jahrhundertlang war sie eine durchlässige grüne Grenze, dann vierzig Jahre lang hermetisch abgeriegeltes militärisches

Sperrgebiet, Eiserner Vorhang. Nun ist sie wieder offen, wenn auch vorerst nur eingeschränkt. Auch nach dem EU-Beitritt Tschechiens sind Reisende an die Grenzübergänge gebunden. Die kleineren sind im Winter zu. Der nächste ganzjährig geöffnete ist Gugwald. Vor mir erhebt sich die gezackte Silhouette eines Tannenwaldes. Die Wanderkarte bezeichnet das Gelände als «Svatý Tomáš», Wald und Berg des heiligen Thomas. Von seiner runden Kuppe läuft der Kamm nach Nordwesten zunächst in einer sanften Kurve, dann steil ansteigend über das Massiv des Hochficht zur Felswand des Plechy, des Plöckensteins, des Königs des Böhmerwaldes, und springt von dort zum Gipfel des Dreisesselbergs. Obwohl ich zum ersten Mal in dieser Landschaft bin und trotz aller radikalen Umbrüche des 20. Jahrhunderts, scheint sie vertraut. Das Schneeland vor mir ist die Landschaft, die Adalbert Stifter vor 150 Jahren beschrieb, jener «breite Waldesrücken» mit dem «Gewimmel mächtiger Joche und Rücken» an der «Mitternachtseite des Ländchens Österreich». Ein Bändchen mit seinen Erzählungen habe ich im Rucksack. Für die langen Abende.

Der Weg in den Wald hinein ist verweht. Nur als gekrümmte Schneise ist er zwischen den Baumstämmen auszumachen. Hier ist seit Wochen niemand mehr gegangen. Niemand? Tierspuren kreuzen den Weg. Sie sind viel auffälliger als im Sommerwald. Die Vorderläufe hintereinander, die Hinterläufe links und rechts gesetzt: Spuren eines Hasen. Mittelfingertief ist er eingesunken, in Sätzen von einem halben Meter mühsam vorwärtsgehoppelt. Eine winzige Spinne läuft behände vorbei. Wenig später eine neue Fährte. Die ovalen Trittsiegel bilden eine durchgehende Linie. Ein Fuchs ist entlanggeschnürt und nach einer Weile in Richtung Mühlthal abgebogen. Zu seinem Bau? Zu einer Stelle, wo er Beute zu machen hofft? Viele Wald-

tiere halten Winterschlaf oder Winterruhe. Mit dem Verwelken der Bodenvegetation im Herbst stellen die Tiere ihre Lebensäußerungen um. Sie ruhen sehr viel. Manche graben sich in Schneehöhlen ein. Sie drosseln die Temperatur in den Extremitäten, reduzieren den Energiebedarf des Körpers. So kommen sie mit sehr viel weniger und minderwertiger Nahrung aus. Die Bäume haben ihre Wachstumsphase beendet. Das Gewebe der frischen Triebe ist verholzt. Die Blätter sind längst abgeworfen und die Blattstielnarben mit Kork verschlossen. Der Schnee schützt die Waldbodenpflanzen und deren Knospen vor dem Frost und bewahrt sie vor dem Erfrieren. Unter dem Schnee geht der Pulsschlag des Lebens, wenn auch stark verlangsamt, weiter. Ihr Existenzminimum finden die pflanzenfressenden Tiere in Form von Knospen und Nadeln. Die anderen Arten setzen ihre Beutezüge fort. Die kargen Spuren im Schnee erzählen von ihrem Leben und Überleben. Für das Wild, besonders für störanfällige Arten wie Raufußhühner, also Auer- und Birkhühner, kann es lebensbedrohlich werden, wenn sie öfters aus ihren winterlichen Ruheräumen aufgescheucht werden. Jede Fluchtbewegung bringt ihren Energie-sparhaushalt durcheinander. In kalten Nächten gehen sie dann an Entkräftung und Unterkühlung zugrunde. Dieses ABC der Ökologie des Winterwaldes muss ein Schneeschuhwanderer kennen. Die Gänge abseits der Wege quer durch den Wald, so verlockend sie sind, sollte man sparsam dosieren. Habitate der Raufußhühner sind auf jeden Fall zu meiden. Im Nationalpark Bayerischer Wald sind ihre Ruhezone n gekennzeichnet.

Es hat zu schneien begonnen. Wind kommt auf. Die Flocken wehen frontal ins Gesicht, decken im Nu die Vorderseite des Anoraks zu. Im Bart gefriert der Atem zu Eisperlen. Einmal stürze ich der Länge nach in den Tiefschnee. Die hinteren